

Spirituelle Aspekt bei psychischen Behandlungen wird immer wichtiger

Die Rolle von Seelsorgenden ist bei der Behandlung von psychischen Krankheiten wichtig. Seelsorger Thomas Habegger und Seelsorgerin Ina Stankovic von der Klinik Zugersee erklären, warum das so ist und was der Bildungsgang dazu beinhaltet.

Tijana Nikolic

Manche Menschen erleben im Verlauf ihres Lebens dunkle Momente. Depressionen und andere psychische Krankheiten können zu schweren Lebenskrisen führen, in denen man an allem zweifelt und viele eigene Schritte und Entscheidungen hinterfragt. Manchen Personen bietet dabei neben Therapien und Medikamenten auch der Glaube starken Halt und Hilfe.

Bei einem Klinikaufenthalt kann man sich für solche Anliegen an die Seelsorge wenden, die unvoreingenommen ein offenes Ohr bietet. So wie es Thomas Habegger seit sieben Jahren bei der Klinik Zugersee der Triaplus AG in Oberwil macht. Denn viele Patientinnen und Patienten möchten bei der Behandlung ihre Spiritualität thematisieren. Laut einer aktuellen Schweizer Studie wünschen sich über 60 Prozent der Patienten mit chronischen Schmerzen den Einbezug spiritueller Themen in ihre Behandlung.

Oft herrscht noch Unsicherheit

«Als Seelsorger bin ich kein Therapeut im eigentlichen Sinne mit einem bestimmten Therapieziel. Es handelt sich mehr um ein offenes Gespräch, einen Begleitweg. Bei dem ich auf das Gesagte oder Nicht-Gesagte horche und Nonverbales wahrnehme», erklärt Thomas Habegger. Nach seinem Theologiestudium war der 58-Jährige als Gemeindepfarrer im Kanton Zürich tätig. «Bei dieser Arbeit habe ich gemerkt, dass mir die Seelsorge am besten liegt.» Weil die Nachfrage nach der

Spiritualität in der Psychiatrie und Psychotherapie mittlerweile gross ist und stark an Wichtigkeit gewonnen hat, wurde die Weiterbildung CAS interprofessionelle Spiritual Care eingeführt. Diese einjährige Ausbildung hat auch Ina Stankovic von der Klinik Zugersee absolviert. Die 33-Jährige arbeitet seit eineinhalb Jahren auf der Station für junge Erwachsene. Vorgängig hat sie Theologie und Ethik studiert.

Der Grundgedanke der Weiterbildung sei es, die Interprofessionalität in einer Klinik zu fördern. «Das heisst, dass vom Pflegefachpersonal über Ärzte bis zu Psychologinnen alle an einer Therapie eines Patienten oder einer Patientin beteiligten Personen in der Lage sind, zu erkennen und anzusprechen, wenn jemanden ein wichtiges spirituelles Thema beschäftigt», präzisiert Stankovic. Viele Betroffene würden sich beispielsweise nicht trauen, mit Menschen anderer Berufsgruppen über ihre spirituelle Überzeugung zu sprechen.

Und auch viele Ärzte, Psychologinnen oder Pflegenden seien dabei noch unsicher und würden sich fragen, ob sie das Thema Spiritualität überhaupt ansprechen dürften oder sollten, ohne beispielsweise die eigene Überzeugung dabei nennen zu müssen. «Ich wollte eine Weiterbildung machen, die möglichst interdisziplinär ist», erklärt Stankovic.

«Spiritualität erlebt man nicht nur in der Kirche»

Die Weiterbildung sei in verschiedene Module gegliedert. Jedes Modul beleuchte Aspekte



Seelsorgerin Ina Stankovic, Seelsorger Thomas Habegger und Chefarzt Michael Rufer (von links) in der Kapelle der Klinik Zugersee. Bild: Matthias Jurt (Oberwil, 27. Oktober 2022)

der «Spiritual Care». «Dazu gehört, wie man Patienten unvoreingenommen und achtsam zuhört, ohne die eigene Haltung zum Thema Spiritualität in den Vordergrund zu stellen», so Stankovic weiter. «Manchmal fragen sich Patienten einfach nach dem Sinn des Lebens oder es ist zu spüren, dass bei jemandem spirituelle Not herrscht», weiss Ina Stankovic. Es freue sie, dass die Spiritualität heute bei Behandlungen immer mehr zur Sprache kommt. Für diese Weiterbildung müsse man sich selbst nicht unbedingt als spirituell bezeichnen. «Man sollte

sich jedoch mit Spiritualität auseinandersetzen können und reflektieren. Was auch eine Auseinandersetzung mit sich selbst beinhalten kann», fügt Stankovic an.

Seelsorgegeheimnis muss eingehalten werden

Seelsorger Habegger fährt dazu fort: «Spiritualität erlebt man nicht ausschliesslich in der Kirche. Spirituelle Erlebnisse sind auch eingebettet beim Gehen, in der Natur, im Alltag. Wo persönliche Kraftorte liegen, ist sehr individuell.» «Als Seelsorger gebe ich selten Ratschläge. Meine

Aufgabe besteht eher im begleitenden Gespräch», erläutert Habegger einen Unterschied zu Ärzten oder Therapeuten. Hierbei käme ihm seine Ausbildung in der lösungsorientierten Seelsorge zu Gute: «Dabei habe ich beispielsweise gelernt, welche Fragestellungen in bestimmten Momenten adäquat sein können. Oder zum Beispiel ein Rückbesinnen auf eine vergleichbare und bewältigte Situation in der Vergangenheit. Das sind Schritte zur Selbstermächtigung.» Dabei müsse er das Seelsorgegeheimnis einhalten. Trotzdem sei es bei

einer Behandlung zielführend, im Austausch mit Pflegenden, Ärzten und Therapeuten zu sein, um zu wissen, wo der Patient oder die Patientin stehe. «Dabei wird nicht der genaue Inhalt von Gesprächen weitergegeben», sagt Habegger.

Wichtig sei, dass man mit den Patienten offen rede und unbedingt nachfrage, was man weitergeben dürfe. Dies, wenn man finde, der behandelnde Arzt oder die behandelnde Ärztin sollte für den Behandlungsverlauf von einem Thema des Seelsorgegesprächs wissen.

Eine lange Tradition in der Medizin

Dem Chefarzt der Klinik Zugersee Michael Rufer ist es wichtig, dass die spirituelle Dimension auf Wunsch der Patientinnen und Patienten in Therapien einfließt. «Als ich vor gut einem Jahr hier in Oberwil Chefarzt wurde, war ich positiv überrascht, dass dies für das Team bereits Alltag war.» Das habe vielleicht auch mit der Geschichte der Klinik zu tun, welche bis 2017 von den Barmherzigen Brüdern von Maria-Hilf geleitet wurde.

Rufer ist Mitglied des leitenden Ausschusses vom CAS in Spiritual Care an der Universität Zürich, der seit 2019 angeboten wird. «Die seelsorgerische Unterstützung einzelner Patientinnen und Patienten hat in der Medizin eine lange Tradition. Neu ist die Sichtweise, dass der Einbezug spiritueller Aspekte eine interprofessionelle Herausforderung ist. Die Weiterbildung vertieft das Thema und sensibilisiert dafür», sagt Rufer abschliessend.

Freiamt

Murimoos baut einen Lebensturm für Nützlinge

Barbara und Urs Amrein setzen ihr Biodiversitätsprojekt «Lebensturm» in der ganzen Schweiz um. Ein nächstes soll im Murimoos entstehen.

Melanie Burgener

Das Murimoos möchte neuen Lebensraum schaffen. Diesmal jedoch nicht für weitere Klientinnen und Klienten. Vom neusten Projekt der Institution sollen jene kleinen Lebewesen profitieren, die zum Ausgleich unseres ökologischen Gleichgewichts beitragen. Kurz: Auf dem Grundstück in Muri soll ein Biodiversitätsturm entstehen.

Dieses Bauwerk, auch Lebensturm genannt, soll Nützlingen wie Marienkäfer, Ohrwürmer und Wildbienen, aber auch Fledermäusen und Vögel ein sicheres Zuhause bieten. Eine Idee, die Murimoos-Geschäftsführer Michael Dubach vor rund anderthalb Jahren in der Zeitung entdeckt hat. «Urs Amrein vom Archehof im Kanton Luzern hat diesen Turm ins Leben

gerufen. Er war damals für den Agropreis 2021 nominiert», erzählt Dubach. Weil das Murimoos schon einiges für die Biodiversität mache und diesen Bereich als wichtig erachte, sei das ein interessantes Projekt.

Das Baugesuch wurde zuerst in Aristau eingereicht

Ein solcher Turm nimmt am Boden etwa einen Quadratmeter Platz ein und ist zwischen drei und fünf Meter hoch. In einigen Kantonen kann er ohne Bewilligung erstellt werden, im Aargau benötigt man jedoch die Zusage der Behörden. Deshalb reichte das Murimoos Anfang Jahr ein entsprechendes Gesuch bei der Gemeinde Aristau ein, das dort ab dem 25. Februar öffentlich auflag.

Denn, was viele nicht wissen: Die Institution befindet sich



Barbara und Urs Amrein haben den Lebensturm, ein Zuhause für kleine Nützlinge, ins Leben gerufen. Bild: Pius Amrein (6.10.2021)

zum Teil noch auf dem Gemeindegebiet Aristaus. «Unser Betriebsareal wird durch die Bünz getrennt. Den ersten Standort

haben wir entlang dieses Gewässers geplant und zuvor mit dem Gewässerunterhalt des Kantons abgesprochen», so Du-

bach. Da es sich jedoch nach kantonaler Auslegung auf Basis Baugesetz um eine Baute handelt, beurteilten die Verantwortlichen des Kantons den Abstand zur Bünz als zu gering.

«Deshalb suchten wir gemeinsam nach einem neuen Standort und reichen nun noch einmal ein Gesuch dafür ein», sagt er. Der Lebensturm soll auf dem Gemeindegebiet von Muri zustehen kommen. Das entsprechende Baugesuch liegt noch bis am 8. November öffentlich auf. Gehen dagegen keine Einsprachen ein, kann schon bald mit dem Bau losgelegt werden. «Der Erfinder Urs Amrein wird den Turm mit uns gemeinsam umsetzen», so Dubach. Einzelne Materialien, wie beispielsweise das Holz, könne das Murimoos vom eigenen Betrieb beisteuern und so Kosten sparen.

Die verschiedenen Stockwerke des Turmes werden dann mit den unterschiedlichsten Naturmaterialien wie Steinen oder Laub gefüllt. Mit ihnen werden verschiedene Tierwohnungen geschaffen, wie auf der Archehof-Website erklärt wird. So können auch Nistkästen für Höhlenbrüter, Wildbienenhotels oder Fledermauskästen eingebaut werden. Zudem könne der Turm auch seine Betrachterinnen und Betrachter auf das Thema sensibilisieren.

«Rundherum kann man den Turm mit Ranken bepflanzen. Zum Beispiel schätzen Vögel die Kletterpflanzen als Brutplatz und Nahrungsquelle», schreiben die Erfinder weiter. Auch Michael Dubach ist begeistert: «Das ist eine gute Sache und wir hoffen, dass das mit der Baubewilligung nun auch klappt.»